

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 29 (1924-1925)
Heft: 7

Artikel: Zu Bernard Shaws "Heilige Johanna"
Autor: Shaw, Bernard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu Bernard Shaws „Heilige Johanna“.

Gegenwärtig beherrscht Bernard Shaws „Heilige Johanna“ die Bühne. Da wird sie fünfzig, dort hundertmal gegeben und immer bei vollem Haus. Es wird zu diesem Bühnenstück für und gegen Stellung genommen. Shaw selber hat für unerlässlich gehalten, sich zu erklären, indem er, wie in andern seiner dramatischen Erzeugnisse, dem Text eine Einleitung vorausschickt, um seine Auffassung zu rechtfertigen. Sie ist umfänglich, diese Einführung; sie nimmt einen vollen Drittels des Ganzen ein. Ohne sie aufmerksam gelesen zu haben, wird man kaum in der Lage sein, den folgenden dramatischen Teil richtig beurteilen zu können. An sie knüpfen wir denn auch an.

In dieser Einleitung ergeht sich der Autor in etwa 40 kurzen Abschnitten scheinbar über alles mögliche; doch hat alles Bezug auf den zu dramatisierenden Stoff. Seine Auseinandersetzungen sind oft fesselnd und geistreich, immer bewegt und leidenschaftlich. Shaw kritisiert gern; noch lieber polemisiert er. Dann versteigt er sich in seinen Behauptungen; manche dürfen als gesucht, widerspruchsvoll, anmassend gelten. Wir wollen unsern Vorwurf an Beispielen zu erhärten suchen.

Shaw hat Kenntnis von Schillers Tragödie „Die Jungfrau von Orleans“, und da sie, wie seine „Heilige Johanna“, die gleiche Helden auf die Bühne bringt, kommt sie Shaw ungelegen; sie muss abgetan werden. Wie er das anzustellen versteht, ist für Shaws Kampfesweise bezeichnend. Er verurteilt Schillers Werk kurzweg als „von Blendwerk umsponnene Sentimentalität, als romantischen Unsinn“.¹

Wer nun in das Drama sich eingearbeitet hat, ersieht nicht nur, dass Shaw von Schillers Denken und Schaffen eine ganz irrite Vorstellung hat, sondern auch, dass er längst abgeklärte Begriffe in sträflicher Weise fälscht.

Als Schiller um die Jahrhundertwende nach andauerndem Ringen nach geistiger Abklärung an seine grossen Schöpfungen herantrat, war er, wie wenige, für sie vorbereitet. Sein ganzes Denken und Fühlen hatte er durch tiefgründige historische, ästhetische und philosophische Studien geläutert. Seine „Jungfrau von Orleans“, die er 1801 erscheinen liess, ist vorerst aufzufassen als ein *Protest* gegenüber der leichtfertigen, frivolen Art, mit welcher der einflussreichste Autor Frankreichs, Voltaire, den gleichen Stoff in seiner „Pucelle“ zur satirischen Posse erniedrigt hatte. Schillers sittlicher Adel empörte sich darüber, dass ein Voltaire sich vermesssen konnte:

„Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen, . . .
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.“

Er nannte nun bewussterweise sein Werk eine „romantische Tragödie“ und verstand unter romantisch das Seltsame, Aussergewöhnliche im Seelenleben seiner Helden. Und Schiller war auch wissenschaftlich vorgebildet genug, um die visionäre Veranlagung der Jeanne d'Arc beurteilen zu können.

An Romantik im mystisch-mittelalterlichen Sinn hat er nie gedacht; dagegen war er durch seine Kantstudien gefeit. Ihm gar noch „Unsinn“ vorzuwerfen, dazu bedarf es schon der Unverfrorenheit eines Bernard Shaw!

Ebenso oberflächlich verfährt Shaw, wenn er Schiller „Sentimentalität“ vorwirft. Schiller bezeichnet seine dichterische Intuition als *sentimentalisch*. Er stellt damit seine rein idealistische Weltauffassung einer mehr naiven gegenüber.

¹ Er bezeichnet es als „beglamored sentimentality“, als „romantic nonsense“. Vgl. Saint Joan. Tauchnitz Ed., S. 41.

Der naive Dichter *ist* Natur; der sentimentalische *sucht* sie; jener bildet die Wirklichkeit nach; dieser stellt das Ideal dar. Von weinerlicher Rührung also keine Spur. Noch heute lässt der französische Ausdruck „sentiment“ eine verwandte Deutung zu und wird definiert als „das Aufgehen in der Idee“.

So bei Schiller in seinen Heldengestalten. Einer Amalie oder Thekla begegnen wir nicht im Damensalon; einem Karl Moor oder Marquis Posa in keinem Klub. Sie verkörpern Ideale.

In welch leichtfertiger Weise übrigens Shaw seine Behauptungen in die Welt hinauswirft, möge ein anderes Beispiel dartun. Er zitiert in seiner Einleitung unter anderm Voltaires feindselige Aufforderung: „Ecerasez l'infâme“, und will uns glauben machen, sie gelte der „französischen Kirche“.

Davon kann keine Rede sein. Weder der französischen noch der allgemein römischen Kirche galt jene Anfeindung. Voltaire richtete seinen Ausfall vielmehr gegen die „Gesellschaft Jesu“, die denn auch 1762 in Frankreich aufgehoben und 1773 von Rom aus aufgelöst wurde.

Wenden wir uns wieder zu Schiller zurück, um einige Erinnerungen an ihn aufleben zu lassen. Eine erste ruft jene Ergriffenheit wieder in uns wach, mit welcher wir in jungen Jahren seine Dramen in uns aufgenommen haben. Sodann gedenken wir des Zentenariums von Schillers Tod, 1905, und der Stunden, wo seine Meisterwerke zu seinen Ehren festlich-feierliche Aufführungen erlebten. Wir haben ferner Landtheater besucht, an welchen Liebhabertruppen die „Jungfrau von Orleans“ mit jener Hingabe einübten und wiedergaben, die solche Unternehmungen verschönern. Da hätte man, wie z. B. vor Jahren in unserm musenfreundlichen Städtchen Wil, die Wirkung auf einfache Landleute sehen sollen.

Wir dürfen wohl auch dem Gesagten beifügen, dass wir Gelegenheit hatten, mit reifern Schulklassen Schiller zu lesen. Und zwar wiederkehrend über dreissig Jahre lang. Wir könnten uns weder erinnern, dass es uns je abgespannt hätte, die klassischen Werke wiederholt zu lesen, noch dass die Schüler je in ihrer Hingabe für den Dichter nachgelassen hätten. An ihm erlebten sie vielmehr den Sinn jener Worte, die er einst selber geprägt hat: „Alles erhebt er ins Ungemeine.“

Schon unter den Zeitgenossen Schillers gab es freilich Neider und Nörgler, die seinen Ruhm zu verkleinern suchten. Kein Geringerer als Goethe hat mit ihnen und allen künftigen abgerechnet. „Wenn Schiller“, bemerkt er, „sich die Fingernägel beschrott, war er grösser als diese Kerls.“

Shaws Werke sind demjenigen schwer verständlich, der des Verfassers Eigenheiten nicht kennt. Diese lassen sich dahin zusammenfassen, dass er sich einen Stolz daraus macht, *ein anderer* zu sein. Er steht zu allem im Widerspiel: Er ist Temperenzler und Vegetarianer, antienglisch und antibürgerlich, antikonfessionell und antispörtlich. Pietät und Verehrung für das Vergangene kennt er nicht; alles Herkömmliche ist ihm zuwider. Nichts zugeben; widersprechen bis zur Paradoxie, das hat er los.

Er besitzt einen scharfen Blick für alle Schwächen und Torheiten der Menschen und seziert sie ohne Erbarmen. Da zeigt er sich geistreich, witzig und schlagfertig. Man folgt ihm eine Zeitlang gerne; denn ein Typ von seinem Schlag langweilt nie, er ermüdet bloss.

Shaw hat, *negativ* gesprochen, ein Verdienst: den öden, flachen Bühnen-erzeugnissen Englands den Krieg erklärt zu haben. Dieses Verdienst sei ihm gerne zuerkannt.

An diese Tatsache knüpft sich jedoch die Frage, ob er nun an deren Stelle Stücke geschaffen habe, die bühnengerecht sind. Das zu beurteilen bieten seine Werke Anhaltspunkte genug. Man greife zu seinem „Übermenschen“, dem besten seiner Lustspiele, zu „John Bulls zweiter Insel“, seiner schärfsten Satire, oder zur „Heiligen Johanna“, einem Zeitbild, wie er es nennt; immer ist's der gleiche dramatische Aufwurf.

Den gesamten Regeln der Verskunst, an welche sich die Dichter gebunden fühlten, erklärt er den Krieg; der übliche dramatische Aufbau existiert für ihn nicht. Der Handlung geht er aus dem Wege, d. h. wenn der Vorhang für eine neue Szene sich wieder lüftet, setzt er die verbindende Handlung voraus. Er setzt überhaupt beim Zuschauer viel voraus.

Die z. B. in der „Heiligen Johanna“ wirkenden Personen seien, so lobt man, scharf gezeichnet. So scheint es zu sein. Bei näherem Zusehen kommt man jedoch zu der Einsicht, dass sie nicht *persönlich*, sondern *symbolisch* zu fassen sind. Nicht Gestalten des 15. Jahrhunderts, nicht der und jener tritt uns entgegen. Die da auftreten sind weniger Typen, als für Shaws Absichten *typisch*. Sie müssen herhalten, um seine Thesen in dialogisierten Dissertationen an den Mann zu bringen.

Man vergegenwärtige sich doch ohne Voreingenommenheit seine „Heilige Johanna“. Da folgen sich nacheinander Disputationen über alte und neue Kriegsführung, Staat und Kirche, Adel und Klerus, Glaube und Wunder, Hexerei und Heresie, Recht und Gewalt. Nicht ums Mittelalter ist es jedoch dem Verfasser zu tun, sondern um ein Stück *Polemik*. Nicht „Johanna“ geht über die Bretter, sondern Bernard Shaw. *Shaw, der satirische Essaiist!*

Nach einer Vorstellung erlaubte ich mir, eine Dame, die des Lobes voll war, anzugehen mit der Frage, was ihr denn eigentlich an dem Bühnenstück so sehr gefallen habe. Da erhielt ich die wenig- oder vielsagende Antwort: „S ist doch wieder einmal etwas anderes.“ Gewiss, etwas anderes; denn die einen erklären es als ein Novum, die andern als Geschmacksentgleisung.

Und wie unsicher wir in Geschmackssachen geworden sind, beweist der Umstand, dass von vielen die Frage gestellt wurde: Schiller oder Shaw? und dass einige gnädigst zuzugeben bereit sind: Schiller und Shaw!

Wir unsseits halten Frage und Antwort als verfehlt.

Schiller besteht! Seit über einem Jahrhundert zählt er unter unsere ersten Klassiker. Geister, deren Urteil nicht zu erschüttern ist, haben ihm diesen Ruhmestitel zuerkannt.

Shaw floriert. Wie lange, hängt davon ab, ob die heutigen Launen des Publikums andauern oder überwunden werden. Müssten wir Schiller und Shaw einander gegenüberstellen, so würde uns folgenden Gegensatz zu betonen als hinreichend genügen:

Schiller hätte Shaws Stück nicht geschrieben;
Shaw wäre schwerlich imstande, eine
Schillersche Szene fertig zu bringen!

Ein bescheidener Wunsch an die literarischen Epigonen schliesse unsere gedrängte Auseinandersetzung.

Johanna endet mit dem Aufruf: „Wann, o Gott, wird diese Erde bereit sein, deine Heiligen zu empfangen?“ Wir fügen bei: Wann werden Neulinge so weit sein, ihre grossen Vorgänger neidlos anzuerkennen? Prof. Dr. Hagmann.